

Mission im Kongo

AFRIKA Der schwarze Kontinent stellt Chabad vor besondere Herausforderungen

VON BEN HARRIS UND
URIEL HEILMAN

Vor wenigen Wochen feierte die orthodoxe Bewegung Chabad Lubawitsch das 20-jährige Bestehen ihres Zentrums in Kinshasa, der Hauptstadt des Kongos. Der dortige Chabad-Gesandte Rabbi Shlomo Bentolila, kündigte bei einem Festakt an, dass Chabad in den nächsten Monaten zwei weitere Zentren in Afrika eröffnen möchte: in Nairobi (Kenia) und in Lagos (Nigeria). Derzeit ist das Zentrum im Kongo das einzige in Zentralafrika. Die Arbeit sei nicht leicht, »aber Gott sei Dank sehen wir, dass sie Früchte trägt«, sagt der aus Kanada stammende Bentolila.

Der Vater von vier Kindern ist mit politischen Unruhen und den einzigartigen Herausforderungen, die die Arbeit auf dem Kontinent mit sich bringt, inzwischen sehr vertraut. Er hat zwei kongolesische Kriege überlebt, einschließlich der Revolution 1997, bei der Diktator Mobutu Sese Seku entmachtete wurde. Als damals die Truppen der Aufständischen siegreich in die Hauptstadt einzogen und auch an der Synagoge vorbeikamen, ging der Rabbiner vor die Tür, um sie zu begrüßen.

VORRÄTE Wie die meisten Chabad-Gesandten, die am Rande der jüdischen Welt tätig sind, hatte Bentolila in seiner Anfangszeit im Kongo zu kämpfen, koscheres Essen aufzutreiben und einen Minjan zusammenzubekommen. Heute verfügt die Gemeinde über Vorräte an koscherem Fleisch, eine Mikwe und eine kleine jüdische Schule.

Das Geld für die Chabad-Zentren kommt von Gönnern vor Ort.

Nach Aussage Bentolilas werden die neuen Chabad-Zentren vollständig aus Spenden von Gönnern vor Ort finanziert. »Wir gehen nicht ins Ausland, um dort die Hand aufzuhalten«, sagte er. »Wir tragen uns selbst auf lokaler Ebene.«

Die Chabad-Zentren in Afrika sind vor allem für ausländische Juden da – durchreisende amerikanische, britische und israelische Geschäftsleute und ihre Familien. Daneben kümmern sie sich um eine Handvoll Nachfahren europäischer Juden, die während des Holocaust nach Afrika flohen. Im Gegensatz zu den Chabad-Zentren an anderen exotischen Orten bekommen die Emisäre in Afrika vergleichsweise wenige Touristen zu sehen.

An Pessach und den Hohen Feiertagen im Herbst fliegt Chabad Gesandte ein, um



20 Jahre Chabad in Zentralafrika: Juden und Afrikaner tanzen in Kinshasa (März 2011).

in den Städten des ganzen Kontinents Sederabende und Gottesdienste abzuhalten. Außerdem hilft die Organisation, kranke, gestrandete oder verstorbene Juden in ihre Heimat zurückzubringen.

»Wenn man in Afrika arbeitet, stößt man auf körperliche und geistige Herausforderungen«, sagt Chananya Rogalsky. Der Mitarbeiter des New Yorker Chabad-Hauptquartiers reist häufig nach Afrika, um jüdische Projektarbeit zu leisten. Er erinnert sich an eine Episode in Tansania, wo er in große Schwierigkeiten geriet, als er und sein Freund ihr Geschirr in ein großes Wasserbecken tauchten, das ihnen als natürliche Mikwe diente, um ihre Küchenutensilien koscher zu machen. »Plötzlich umringte uns eine Gruppe von Leuten in Stammstracht, die uns der Hexerei verdächtigten und behaupteten, wir hätten ihr Wasser vergiftet«, erzählt er. »Wir mussten sie bestechen, um von dort wegzukommen.«

Eine andere Geschichte trug sich am Tag vor einem Sederabend in Angola zu. Da verdarb das gesamte Essen für etwa 150 Gäste, weil die Stromversorgung im Hotel an einem unerträglich heißen Tag ausfiel. Während es Bentolila gelang, rechtzeitig für den Sederabend ausreichend Essen ins Hotel schaffen zu lassen, blieb Rogalsky nicht viel mehr als eine Packung Mazze und eine Flasche Wasser, um damit über den Rest der Feiertagswoche zu kommen.

Er hatte ein bisschen einheimisches Obst dabei, das er aber nicht vertraut.

Noch mülmiger wurde ihm, als die israelischen Besucher beim Sederabend so schnell durch den Gottesdienst rasten, dass in weniger als 15 Minuten die Zeit zum Essen gekommen war, berichtete er. »Ich dachte, ich kann doch keinen Seder machen, der in einer halben Stunde zu Ende ist. Das ist lächerlich. Daher fingen wir an, Lieder zu singen, und alle sangen mit. Das ging über fünf Stunden. Keiner hat den Ballsaal des Hotels vor Mitternacht verlassen. Es war eine unglaubliche Erfahrung.«

VERTRAUTES Joshua Walker, Doktorand aus dem Mittleren Westen der USA, sagt, er habe das Chabad-Zentrum vor einigen Wochen entdeckt und sei inzwischen regelmäßiger Gast dort. »An sich bin ich überhaupt kein Chabad-Typ. Ich bin bloß ein Jude, der sich zufällig im Kongo aufhält.« Vor einigen Jahren, als er für kurze Zeit im Auftrag der UNO in Kinshasa weilte, hatte Walker das Chabad-Zentrum schon einmal besucht. Jetzt ist er wieder für ein paar Monate im Kongo. Diesmal ging er zum Chabad-Zentrum, »ausdrücklich um Rabbi Bentolila zu besuchen«, wie er sagte. »Ich habe mir über den Glauben im Allgemeinen Gedanken gemacht. Ich wurde säkular erzogen, mit ein paar vagen Vorstellungen von den jüdischen Feiertagen,

aber jetzt will ich mehr wissen.«, so Walker. »Es geht um das richtige Timing im Leben. Es gibt einen Zeitpunkt, an dem du dir über Spiritualität Gedanken machst. Und es geht darum, an einem fremden Ort etwas Vertrautes zu finden.«

In Afrika sieht man die Menschen in einem Licht wie nirgendwo sonst.

Rogalsky findet, derartige Erfahrungen seien nicht untypisch für Afrika. »An solchen Orten ist es ein Glück für die Menschen, dass jemand da ist, der ihnen die Freude des Schabbats oder eines Feiertags bringt«, sagt er. »Man muss in Afrika rein physisch so viel bestehen, ist gefangen in den Problemen, die die Arbeit und die Familie mit sich bringen, da ist allein die Tatsache, dass jemand Lieder singt und eine schöne Torauslegung liefert, ein großer Unterschied zum Alltag.«

Von all den Orten auf der Welt, an denen er für Chabad gearbeitet hat, ist Afrika etwas Besonderes, sagt Rogalsky. »Hier gibt es ein bestimmtes Licht, eine bestimmte Energie. Wenn man hierher kommt, kann man die Menschen in einem Licht sehen, das es sonst nirgendwo auf der Welt gibt.«

»Ein ruhiger Ort für Juden«

Rabbi Itay Meushar über das Leben in Peru

Rabbi Meushar, wie groß ist die jüdische Gemeinschaft in Peru?

Wir sind eine kleine Gruppe von rund 2.500 Mitgliedern. Sie teilt sich in drei Gemeinden auf. Wir, die orthodoxe Union Israelita del Peru, sind Aschkenasim und die größte der drei. Unsere Ursprünge liegen in der Einwanderung der 20er- und 30er-Jahre aus Rumänien. Dann sind da noch die Sefarden und die konservative Gemeinde. Aber nahezu alle leben in der Hauptstadt Lima.

War die Gemeinschaft immer so klein?

In der Terrorzeit der 80er-Jahre hat knapp die Hälfte der Juden Peru verlassen. Aber in den vergangenen Jahren ist die Gemeinschaft ein wenig gewachsen. Einige kehren nach Peru zurück, weil sich die wirtschaftliche Lage bei uns im Land verbessert hat. Andere kommen aus Venezuela zu uns, denn dort lebt es sich schlecht unter Präsident Hugo Chávez.

Fühlen sich 2.500 Juden in einem Land mit knapp 30 Millionen Einwohnern nicht als winzige Minderheit?

Im Vergleich zu anderen Ländern Lateinamerikas ist Peru einer der ruhigsten Orte für Juden. Seit ich hier bin, habe ich noch keinen Antisemitismus erfahren. Im Gegenteil, ich erlebe die peruanische Bevölkerung als sehr verbunden mit Israel und den Juden. Auch das Verhältnis zur Regierung ist sehr gut. Sicher, im Vergleich zu Argentinien und Brasilien sind wir eine kleine Gemeinschaft, aber wir sind sehr gut integriert. Jede der drei Gemeinden hat ihre Institutionen und ihre Synagoge. Die Schule ist eine Gemeinschaftsschule für alle drei.

Die peruanische Küche ist ausgezeichnet und weltberühmt. Wie steht es da mit koscherem Essen?

Dank der guten Arbeit der vergangenen Jahre haben wir ein gutes System aufgebaut, um uns mit Waren und Produkten zu versorgen. Wir haben eine Koscherliste aufgestellt, heute kann ein Jude die peruanische Küche koscher genießen. Auch für den observanten Konsumenten gibt es Ceviche, den typischen marinierten rohen Fisch.

Mit dem aschkenasischen Rabbiner von Lima sprach Jürgen Vogt.



Rabbiner in Lima: Itay Meushar

Wenn Judas-Puppen brennen

SPANIEN Viele Osterbräuche auf dem Land haben antisemitische Züge. Doch die Bürgermeister streiten das ab

Um Pessach, wenn Spaniens Katholiken Ostern feiern, kann man außer den endlosen, mittelalterlich anmutenden Prozessionen vielerorts eigentümliche Volksbräuche erleben. So geht man in der kastilischen Provinz León am Karfreitag »Juden töten« (»vamos a matar judios«). Gemeint ist, dass man eine Sangría trinken geht. Der Ursprung dieses Ausdrucks reicht nach Auskunft von José Manuel Pedrosa, Literaturdozent an der Universität Alcalá de Henares, bis ins 13. Jahrhundert zurück, als den Juden in christlichen Schmähchriften eine Kollektivschuld am Tod Jesu zugeschrieben wurde. »Juden wurden besonders zu Ostern beleidigt, ihre Viertel überfallen und geplündert«, so der Experte für spanische Folklore und Feste. Möglicherweise wurde der Weinkonsum ausdrücklich genehmigt, um das aufgebrauchte Volk zu beruhigen. Sangría, mit Zitronen und Orangen versetzter Wein, stünde für den Essig, der Jesus am Kreuz gereicht worden sei.

Pedrosa meint, dieser Brauch, der auch in anderen Regionen Nordspaniens zu finden ist, spreche für die »Ignoranz und mangelnde Bildung der Volkskultur, aber weniger für eine antisemitische Haltung«. Die Madrilenin Anun Barriuso hält derartige Bräuche dagegen für den Ausdruck eines

tief im Unterbewusstsein verwurzelten Antisemitismus.

Barriuso, die sich als Nachfahrin von Zwangskonvertiten, der sogenannten Anusim, für deren Rechte einsetzt, hat zusammen mit ihrem Mann, dem Geschichtslehrer José Manuel Laureiro, antijüdische Traditionen in der spanischen Festkultur untersucht. So ist die Verbrennung von Judas-Strohpuppen, wie sie an vielen Orten Spaniens vor Ostern geschieht, für sie ein weiterer Beleg dieser antisemitischen Haltung. »Der Verräter Judas steht für die Juden schlechthin«, erklärt sie. »In vielen Fällen wird die Strohpuppe vor der Verbrennung gesteinigt, beschimpft und aufgehängt.«

Die antijüdischen Bräuche beschränken sich nicht auf die Karwoche. So wird im südwestspanischen Villanueva de la Vera zu Karneval eine Pero Palo genannte Puppe verurteilt, unter dem Gejohle der angebrannten Menge auf einem Esel durchs Dorf getrieben, gehenkt und verbrannt. Pero Palo, so auch der Name des »Fests«, ist eindeutig als Jude zu identifizieren. Auch ein Bericht in der örtlichen Presse sprach noch in diesem Jahr davon, »dass es sich um einen Banditen oder jüdisches Gesindel« gehandelt habe. Das dreitägige »Fest« wird begleitet von antijüdischen



»Jüdisches Gesindel«: Tourismus-Werbung für ein antisemitisches Karnevalsspektakel

Spottreimen. Trotzdem sieht Bürgermeister José Antonio Rodríguez Calzada keinen Grund zur Beunruhigung, denn der Esel habe keinen Schaden erlitten, und die Veranstaltung sei »eine lange Tradition, deren Ursprünge sich in der Geschichte verlieren«.

Ebenso geschichtsvergessen kommt das traditionsreiche Fest des Santo Niño de La Guardia in der Provinz Toledo daher. Es geht zurück auf den Prozess um einen angeblichen Ritualmord an einem christlichen Kind, der sich im Jahr 1480 ereignet haben soll. Folterverhöre der Kirche, an denen auch Großinquisitor Torquemada beteiligt war, führten 1491 zur Verurteilung und Hinrichtung von acht Juden und Konvertiten. Der Prozess diente als Rechtfertigung für das Vertreibungsdekret gegen alle Juden 1492.

Bis heute gedenkt das Dorf La Guardia jedes Jahr mit einem fünftägigen Fest der Legende vom gemeuchelten heiligen Kind, 2005 war sogar Spaniens Königin Sofia Schirmherrin. Der zuständige Stadtrat der regierenden Sozialisten, Francisco Santiago, hat keine Probleme mit dem Fest, schließlich werde das heilige Kind von vielen Menschen verehrt. »Das Fest gibt es schon seit Hunderten von Jahren. Seine Ursprünge

interessieren uns nicht, das hat mit Antisemitismus nichts zu tun«, sagt der Stadtrat sichtlich irritiert.

Es gibt viele Versionen der Legende vom Santo Niño, eine stammt von dem spanischen Barockschriftsteller Lope de Vega. Wie José Manuel Pedrosa nachgewiesen hat, wurde eine deutsche Übersetzung in Nazi-Deutschland aufgelegt. Vor mehr als zwei Jahren wurde dieses Fest in einem internationalen Seminar über Antisemitismus untersucht, das die jüdische Gemeinde Madrid veranstaltete. Der langjährige Kulturbeauftragte der Gemeinde, Uriel Macías, berichtet von Versuchen, an offizieller Stelle gegen das Fest zu intervenieren – bisher ohne Erfolg. »Dieser Brauch ist fürchterlich«, sagt auch José Manuel Pedrosa. »Aber es ist schwierig, so etwas abzuschaffen. Viele Leute sind sich des antisemitischen Gehalts nicht bewusst.«

Nach jüngsten Umfragen hat jeder dritte Spanier eine ablehnende Haltung gegen Juden. Wie ein Ende März veröffentlichter Bericht des Dachverbands jüdischer Gemeinden Spaniens (FCJE) feststellt, manifestiert sich der Antisemitismus im Land vor allem verbal, in Redewendungen, die sich in der Vorstellungswelt eingepreßt haben.

Uwe Scheele